

## Wo die Ruhe nicht mehr als ein Abwarten ist

*1991, kurz vor Beginn des Bürgerkrieges zwischen Staat und Islamisten, reiste der Schweizer Fotograf Michael von Graffenried zum ersten Mal nach Algerien. Und er kam wieder: Neun Jahre lang porträtierte er, zumeist mit versteckter Kamera, den Schrecken und die Angst der Menschen, deren Land in ein Inferno des Mordens glitt. Ein Land, in dem jeder zum Opfer werden konnte, aber keiner mehr wusste: wer tötet wen warum. Nun soll eine Amnestie für die islamistischen Freischärler den Frieden bringen. Doch der Krieg ist nicht vorbei. Er ist nur leiser geworden / Weder mit dem Staat noch mit den Islamisten wollten die Menschen aus dem Bergdorf Igoudjdal zu tun haben. Dennoch kam der Krieg auch zu ihnen, und sie wussten, dass nie-mand sie verteidigen würde. Das konnten nur sie selbst tun*

Von Christoph Reuter, GEO, 01.11.2000

Wenn einer erlebt hat, wie das ist, Nacht für Nacht auf jedes Geräusch zu achten, jedes Knacken eines Astes im Wald hinter den Häusern, auf Schatten in den mondreichen Nächten zu warten und den fernen Schein von Feuern auf der anderen Seite des Berghanges; wenn einer sich gewehrt, geschossen, getötet hat und nicht wusste, wann sie wiederkämen, um Rache zu nehmen, vielleicht zu Zehnt, vielleicht zu Hunderten, um jedes Haus im Dorf zu einem Ort der Toten zu machen; wenn er erlebt hat, wie Menschen mit Beilen und Messern sorgsam zerhackt wurden; wenn er Opfer gesehen hat, denen die Kehle vom Ohr bis zum Schlüsselbein offen klaffte; wenn jenseits seines Dorfes Feindesland begann und niemand genau zu sagen vermochte, ob an der nächsten Straßensperre als Soldaten verkleidete Kämpfer oder als Islamisten getarnte Soldaten warteten; wenn er also all dies über fast acht Jahre erlebt hat - dann gibt es Kriege, über die sich einer wie Rafiq Schukri, Besitzer des einzigen, überbordenden Kramladens im Bergdorf Igoudjdal, so freuen kann, dass er sich mit der Hand auf die Schenkel schlägt und lachend auf die nächste Offensive wartet: "Pepsi muss jetzt was unternehmen!"

Denn Coca-Cola hat auf breiter Front Geländegewinne zu verbuchen, selbst hier in Igoudjdal, wohin sich jahrelang nicht einmal die Busfahrer trauten, weil die kurvige Bergstrecke durch den Norden der Kabylei so schwer einsehbar war - und damit gefährlich. Aber nun steuern die gut bezahlten Fahrer der Getränkelaster einmal die Woche Schukris Laden an, um drei mannshohe Stapel Kisten abzuladen.

Und dann kratzt jeder Käufer - bisweilen noch ehe er die Flasche angesetzt hat - die Weichplastikscheibe unter dem Deckel hervor, um zu prüfen, ob darauf Reifen, Sattel oder Pedale eingepreßt sind. Oder ein Lenker. Der ist am seltensten. Und nur, wer auch einen Lenker findet, hat eines von 5000 Fahrrädern gewonnen, die Coca-Cola verlost -

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

scharlachrote Mountainbikes mit Cola-Emblem, 10000 Dinar wert, 300 Mark. Jeder will ein Rad gewinnen.

Der Bürgerkrieg brauchte lange bis Igoudjdal, auch der Frieden jetzt ist noch längst nicht da, aber Coca-Cola hat es rasend schnell geschafft, und damit die Frage: Wer hat den Lenker? Es ist die große Frage dieses heißesten Sommers, den Algerien seit Jahrzehnten erlebt hat; in dem die Temperaturen selbst hier, in den Bergen nahe des Meeres, auf 45 Grad im Schatten steigen und in dem der Rauch naher Waldbrände bisweilen das Licht des Mittags in ein goldglänzendes Abendrot verfälscht und Ascheflöckchen auf Dächer, Felder, Tische sich kräuseln lässt.

Wer hat den Lenker? Darum variieren auch die meisten Gespräche unter dem Bretterdach vor Schukris Laden. Ob es wirklich 5000 Räder gibt? Ob es stimmt, dass ein Junge aus Azeffoun, der Kreisstadt, einen Lenker gefunden hat? Ob den Getränkefahrern überhaupt zu trauen ist?

Die Männer sitzen auf den Balken in Zaunhöhe, an denen die Esel festgebunden werden, verscheuchen die Fliegen und reden. Wenn sie nicht gerade Schukris Geschichten lauschen, der etwas mehr herumgekommen ist im Land als die anderen, die Männer aus den Familien der Boussoualems, der Guelmas, der Belkacems, der Aouines und noch ein paar anderer Clans; wobei am Ende sowieso fast jeder mit jedem verwandt oder verschwägert ist.

Jetzt, am Mittag, erstarrt alles Leben. Die Hitze steht steinern über den Hängen, und das schrille Tremolo der Zikaden dehnt die verbliebene Stille ins Zeitlose. "Es ist ruhig", sagt Rafiq Schukri. "Ja", antwortet Ahmed Boussoualem, 67, und dreht an den Knöpfen seines Sprechfunkgeräts, das daraufhin leise quäkt. Der Führer der Dorfmiliz trägt ein schmales Clark-Gable-Bärtchen über der Oberlippe und eine eigenwillige Strickmütze in Rautenform. Die anderen nicken. Ja, es ist ruhig in Igoudj-dal.

Nur manchmal spähen sie in den maquis, in jenes Dickicht aus mannshohen Sträuchern, Korkeichen und Aleppokiefern, das die Hänge ringsum bedeckt wie ein grüner Filz. Halten Ausschau, ob nicht wieder, wie unlängst morgens um fünf, ein Trupp Bewaffneter auf der anderen Hügelseite zu sehen ist. Ob Schüsse zu hören sind, ob sich Rauch kräuselt, der nicht von Waldbränden rührt.

Glauben war immer Privatsache

Denn Igoudjdal ist ein Dorf zwischen Krieg und Frieden. Reglos liegt es da, sechs Kilometer vom Meer entfernt in den steil ansteigenden Bergen der Kabylei. 700 Menschen, aber nur ein paar Familiennamen, zwei Straßen, eine Hand voll Pfade, ein Laden, ein Cafe, eine Moschee. Häuser aus Natursteinmauern, rote Ziegeldächer, das Ganze könnte auch in den Cevennen stehen. Ohnehin wird hier eher Französisch als Arabisch gesprochen: Die Kabysten-Berber, die in dieser Bergwildnis östlich von Algier seit Anbeginn der Zeiten siedeln, sind nie wirklich erobert, nie gänzlich beherrscht worden - nicht einmal von den Arabern. Deren Glauben haben sie zwar übernommen, nicht aber deren Schrift und Sprache: Wichtigstes Idiom ist immer noch Tamazight, das

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

überall auf den Dörfern gesprochen wird und dessen geometrische Buchstaben jeden Schriftzug aussehen lassen wie eine lang gezogene mathematische Gleichung.

Gegen alle haben sie hier gekämpft: während des Zweiten Weltkriegs vielfach in der französischen Armee gegen die Wehrmacht, dann von 1954 bis 1962 gegen die französische Kolonialarmee; später gegen die algerische Diktatur der frühen Unabhängigkeitsjahre, die ihnen ihre Sprache verbieten wollte - und nun, seit einem halben Jahrzehnt, gegen Banden von Kämpfern, die sich alle die Errichtung eines islamischen Gottesreichs auf die Fahne geschrieben haben, deren Ziele, Namen und Strukturen aber so undurchschaubar sind wie das Dickicht des Maquis.

Anderswo mag das Land zur Ruhe gekommen sein: In Algier, Oran, Cons-tantine, den großen Städten, sind die nächtlichen Ausgangssperren vorbei, bieten die Kinos wieder Abendvorstellungen an und die Boutiquen Miniröcke. "Zivile Eintracht" heißt die Amnestie, unter der seit Beginn des Jahres Tausende Islamistenkämpfer aus dem Untergrund zurückgekehrt sind, und landesweit haben sich die Schrecken des Bürgerkrieges auf ein Dutzend Tote pro Woche verdünnt. Doch in zwei Regionen wird weiter gekämpft: in den Bergen ganz im Westen an der marokkanischen Grenze - und in der Kabylei.

Unerklärt ist Igoudjdal in diesen Krieg hineingeraten, "wir hatten doch mit den Bärtigen nie etwas zu tun". Mohammed Mustafa Guelma, der Vorsitzende des Dorfkomitees, in dem Männer aus den 15 größten Familien vertreten sind, wird fast wütend bei diesem Gedanken. Glauben ist in den Dörfern der Berber immer Privatsache gewesen. Aber auch der Staat habe sich nie um Igoudjdal gekümmert. Den Brunnen unten im Tal haben sie in Eigenregie gebaut, über die Jahre Wasserleitungen verlegt, und das Geld dazu kam nicht vom Staat, sondern aus Frankreich. Von den emigres, die ihr Glück auf der anderen Seite des Mittelmeeres gemacht haben.

Der Tod hat viele Gesichter

Rais, Bentalha, Sidi Hammed: Jeder in Algerien kennt die Dörfer, wo in jenen Bartholomäusnächten zum höheren Ruhme Gottes Hunderte erschlagen, erstochen wurden. Deren Schicksal das Land in Angst versetzte, Hunderttausende zur Flucht trieb - und Igoudjdal zu etwas Besonderem gemacht hat: Es war das erste Dorf Algeriens, das sich erfolgreich zur Wehr setzte, dessen Menschen sich nicht von der Furcht lähmen ließen. Auch wenn der Krieg bis heute weitergeht, nicht offen, sondern lauernd.

Die Kabylei sei ruhig, versicherten uns alle Ministerialen in Algier, die trotzdem erst nach Zögern die Erlaubnis zur Fahrt in Begleitung einer Militäreskorte gaben. Aber warum weint die Freundin des Lokaljournalisten vom "Le Matin", als er sich verabschiedet, um uns zu begleiten? Warum rasen die drei Jeeps des Begleitschutzes mit 90 km/h die Serpentina hoch? Warum ist die Küstenstraße nachts gesperrt?

In diesen Tagen kommen allein in der Kabylei südlich von Igoudjdal zwei "Dorfschützer" der vom Staat ausgerüsteten Bürgerwehren und ein Polizist bei einem Überfall ums Leben. Eine Bombe lässt einen Passagierzug entgleisen. An "falschen"

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Straßensperren, wo keine echten Polizisten, sondern verkleidete Islamistenkämpfer, Straßenräuber, Wegelagerer die Fahrzeuge anhalten, werden sechs Menschen erschossen, weitere verletzt. Die Armee gibt zwei "Säuberungsaktionen" bekannt und 17 getötete Terroristen, und im Krankenhaus wird der überlebende Vater einer Familie innehalten zu erzählen, was aus dem Kopf seines jüngsten Sohnes wurde, als ihr Auto aus dem Hinterhalt beschossen wurde.

Bei der Fahrt durch die Zedernwälder nehmen die Gendarmen ihre Kalaschnikows aus den Halterungen zwischen den Sitzen und legen sie auf die Knie. Der Fahrer wird abwechselnd rasen, wenn es unter Steilhängen entlang geht, und vor Kurven im Schrittempo fahren, während die anderen nervös ins Grün schauen.

"Wir würden lieber Krieg gegen Amerika führen!", sagt einer von ihnen: "Das wäre bestimmt einfacher. Hier kämpfen wir gegen alles und nichts. Da kommt ein Esel auf uns zu. Und explodiert, weil er nicht mit Gieß, sondern mit TNT beladen ist. Dann kommt der nächste Esel. Wir schießen. Er trägt aber nur Gieß. Dann kommt ein Bauer, und als er vor uns steht, hebt er plötzlich eine Kalaschnikow aus seinem Umhang und fängt an zu schießen. Es ist die Hölle!"

In Igoudjdal aber ist es ruhig, und wie zum Beweis dieser fragilen Ruhe ist das halbe Dorf mit Hochzeitsvorbereitungen beschäftigt. In Abständen klingt der juju, das vielstimmige Trillern der Frauen durch die Nachmittagsluft, jedes Mal wenn ein Gast eintrifft. Auf einem Rasenflecken blutet ein Schaf aus, ein Imam aus dem Nachbardorf wischt das Messer im Gras ab, und fünf Männer fangen mit raschen Handbewegungen an, das Tier zu häuten.

Karim aus der großen Familie der Guelmas wird Nassiba heiraten aus der nicht so großen Familie Aris. Sie ist sogar älter als ihr Bräutigam. "Keine Liebesheirat", erklärt einer seiner Vettern in einem unbeobachteten Moment, "aber auch keine von den Eltern arrangierte." Sondern eine Heirat des Passes: Die Braut lebt in Frankreich, und da will auch der Bräutigam hin. Außerdem hat sein Cousin schon ihre Schwester geheiratet. Also wird nun drei Tage lang gefeiert werden, erst bei seiner, dann bei ihrer Familie, am Ende zusammen, aber immer nach Geschlechtern getrennt.

Doch immerhin, es wird wieder geheiratet. Jahrelang sei das unmöglich gewesen: "Wie wollen Sie feiern, wenn immer ein Teil der Gäste trauert, weil Verwandte oder Freunde anderswo umgekommen sind? Das hätte sich nicht gehört." Mohammed Mustafa Guelma, der Mann vom Dorfkomitee, ist ein Onkel des Bräutigams. Aber er will mit uns nicht zum Fest gehen, sondern an einen anderen Ort, dem wir Referenz erweisen sollen: zum Heldenfriedhof, der den schönsten Flecken des Dorfes einnimmt, eine baumbestandene Wiese neben der Moschee mit wunderbarem Ausblick über die Berge.

Hier liegen die 43 Toten des Krieges gegen die Franzosen, in dessen Verlauf die Männer und manche Frauen von Igoudjdal in den Maquis zogen, um von 1954 an für Algeriens Unabhängigkeit zu kämpfen. "Bestattet haben wir sie aber erst nach dem Krieg", sagt Ahmed Boussoualem, der mitgekommen ist, neben den drei Kalksteinstelen seiner toten Brüder steht und ein bisschen Haltung annimmt.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

## Alle Macht den Generälen

Ein absichtsvoll gewählter Ort. Tahar Djaout, der virtuose Romancier, Zeitungsgründer und Chronist der algerischen Wirrnis, hat ihm einst namenlose Glorie verliehen, als er den Friedhof zu einem der Orte seines Romans "Die Suche nach den Gebeinen" machte. Djaout stammte aus dem Weiler hinter Igoudjald und beschrieb, wie nach der Unabhängigkeit von der französischen Fremdherrschaft die Reittiere gesattelt wurden, jene verstreuten Knochen derer einzusammeln, die irgendwann, irgendwo während dieses Krieges liegen geblieben waren. "Unsere Toten sind die Verdientesten unter uns, hatten die Dörfler gedacht, sie allein sind würdig, uns in den Augen derer zu vertreten, die vorüberkommen und fragen."

Gestorben, aber wofür? Dafür, dass die Generäle des Befreiungskampfes nach 1962 ihre frisch gewonnene Macht nicht zu teilen gedachten mit dem Volk? Dass sie hinter der Kulisse des Sozialismus immer die Herrschaft behielten - und damit auch den Löwenanteil der Milliardenprofite aus Ölexporten und Importmonopolen? Dass die Staatsbetriebe an Misswirtschaft und Korruption zugrunde gingen, Bildungssystem und Infrastruktur verfielen?

Erst als Ende der achtziger Jahre die Menschen gegen gestiegene Lebensmittelpreise auf die Straße gingen, ließ "die Macht", wie das Schattenregime der Generäle in Algerien genannt wird, Parteien zu, hielt Wahlen ab. Doch als sich abzeichnete, dass die Radikalen der Islamischen Heilsfront (FIS) bei den Parlamentswahlen 1991 die Macht erringen würden, sagte die Militärführung den zweiten Wahlgang ab. Und führte zur vorgeblichen Rettung der Demokratie die Diktatur ein.

Abgeordnete, Funktionäre, Sympathisanten der FIS wurden in Lager deportiert, gingen in den Untergrund, das Land glitt in den Bürgerkrieg. Erst schossen die Kämpfer der FIS nur auf die paramilitärischen Einheiten der Polizei, ihre Feinde. Dann aber begannen sie Wehrpflichtige, Beamte, Lehrer zu ermorden, schließlich Zivilisten, halbe Dörfer - Menschen, die zunächst die Islamisten unterstützt hatten, es nun nicht mehr tun wollten und als Abtrünnige mörderische Rache erfuhren.

## Islamische Steuern für freie Fahrt

Je wahlloser die Ziele wurden, desto unklarer wurde auch, wer sie waren: Da gab es zum einen die AIS, den bewaffneten Arm der Heilsfront. Dann die FIDA, die sich vornahm, jeden Schriftsteller, Theaterdirektor, Journalisten und Arzt - kurzum: jeden Denkenden - zu massakrieren, ehe die Zeit reif war für den Gottesstaat ihrer Vorstellung.

Und schließlich waren da die GIA, die "Bewaffneten Islamischen Gruppen", in deren Namen endgültig jeder mitmorden konnte, der alte Rechnungen begleichen oder neue eröffnen wollte. Selbst ernannte Emire erpress-ten Schutzgelder, ließen Fabriken plündern, abfackeln. Es war ein Terror, der einer unberechenbaren, aber nicht gänzlich willkürlichen Logik folgte.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

So wurden häufig Lastwagenfahrer von Staatsbetrieben angehalten und umgebracht. Was zur Folge hatte, dass immer mehr Transporte von privaten Fuhrunternehmen übernommen wurden - deren Fahrer zwar auch angehalten wurden, aber gegen Zahlung "islamischer Steuern" weiterfahren durften. Die Nationalstraße von Algier durch die Kabylei nach Constantine hieß im Volksmund bald "Scharia-Express", und sowohl die Transportunternehmer als auch die GIA verdienten gut an dem Markt, den die Morde erst geschaffen hatten.

Im Gegenzug riefen die Armeeführer den totalen Kampf aus. Und schon bald trugen Algeriens Generäle voller Stolz einen Namen, von dem sich hinterher nicht mehr klären ließ, ob andere oder sie selbst sich ihn verliehen hatten: die Ausrotter.

Frankreich, das übrige Europa, Amerika schwiegen zur bedauernd erklärten Zwangsherrschaft - dazu, dass die Schergen der Securite militaire Tausende echter und vermeintlicher Gegner verhaften, foltern, verschwinden ließen.

All dies geschah lange abseits von Igoudjdal. Als von 1992 an in Algier die Autobomben explodierten, als Theaterdirektoren, Ärzte, Journalisten erschossen wurden und bei den ersten Massakern in Dörfern Männer, Frauen, Kinder mit durchgeschnittenen Kehlen liegen blieben, war in den Bergen der Kabylei davon nichts zu spüren. Nur einmal, wundern sich die Dorfbewohner bis heute, sei ein Regierungsbeamter gekommen und wollte ihre Gewehre einsammeln. Nein, sagten sie ihm, es sei ihr Recht, bewaffnet zu sein. Unverrichteter Dinge musste er wieder abziehen.

Doch wie bei einem Beben erreichten die seismischen Ausläufer des Krieges schließlich, im Frühjahr 1994, doch noch das ferne Igoudjdal. Er eilte in Gerüchten voraus, schien wortlos aus den schreckgeweiteten Gesichtern derjenigen, die lebend einer jener falschen Straßensperren entronnen waren, die immer häufiger an den entlegenen Berg-routen zur Falle werden konnten.

Der Krieg machte sich als Ahnung breit, wenn die Leute aus Igoudjdal erfuhren, wer aus manchen Nachbardörfern und der Kreisstadt am Meer zu den islamistischen Kämpfern in den Maquis gegangen war. Als niemand mehr das Dorf verlassen mochte; als die Gärten an den Hängen verwilderten, die Feigen geplatzt und überreif von den Bäumen hingen. Als die Armee sich kaum noch in die Berge traute, weil die Soldaten niemanden sahen, nur gesehen und erschossen wurden, über Minen fuhren und keine Chance hatten.

Als aber der Dorfrat beschloss, nach den ersten Überfällen in der Kabylei nächtens Wachen aufzustellen, merkten sie, dass gar nicht mehr genug Männer da waren, die zielsicher mit den störrischen, von Alter, Schweiß und Fett längst schwarz gewordenen Repetierbüchsen umgehen konnten.

Nun war Igoudjdal kein kleingläubiges Dorf, und die Bauern schlürften schon mal einen Pastis mit Eiswasser, wie sie überhaupt gern mit Pastis auf die Vertreibung der

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Franzosen anstießen. Aber andere Dinge schienen doch immer klar und unverrückbar gewesen zu sein: etwa, dass Frauen ein Kopftuch tragen, nicht schießen und auch nicht mitkommen auf die Wildschweinjagd.

Nun aber, in der Not, erinnerten sie sich an die Witwe Ouardia. Jeder wusste, dass die alte Frau mit den überraschend wasserblauen, hellen Augen unter dem schütterten Henna-gefärbten Haar und dem Hermes-Imitat als Kopftuch exzellent schießen konnte, weil sie mit ihrem Mann vor 45 Jahren in den Maquis gegangen war. Also setzte sich Ouardia auf die Treppe in ihrem baumbestandenen Hof und erklärte den Jungen mit der Flinte ihres erschossenen Mannes: wie der Kolben gegen die Schulter zu stützen sei, damit der Rückstoß einen nicht ins Straucheln bringe, wie zu zielen sei und dass der Vorderschaft leider ein bisschen wackele.

## Angst vor den Gotteskämpfern

Es war auch die Zeit, in der jene uralte, fraglose Frömmigkeit zerbrach, nach der ein jeder zumindest am Freitag zum Gebet in die Moschee komme und die Frauen im Kopftuch auf die Straße gehen. Denn was vorher privat gewesen war, verwandelte sich nun in ein politisches Bekenntnis. Also erlaubten auch die Alten der ehrwürdigen Familie Guelma ihren Töchtern, auf die Straße zu gehen, wie es ihnen beliebte. Ohne Kopftuch. "Der Wahn der Islamisten hat den Glauben in den Dreck gezogen", sagt Mohammed Mustafa Guelma beim Gang durchs Dorf, und sein Wort hat Gewicht. Es sind nicht mehr viele Verschleierte in Igoudjdal zu sehen.

Am Dorfeingang steht, mächtig und weiß getüncht, die neue Moschee. Steht leer, und das, obwohl "wir sie selbst gebaut haben". Mohammed Mustafa Guelma bleibt stehen. Zwei Jahre lang, von 1987 an, habe das Dorfkomitee bei allen Familien Geld gesammelt, und wer nicht zahlen konnte, habe eben beim Bau mitgeholfen. Bis die Moschee fertig war - aber ihre Erbauer merkten, dass sich kaum noch jemand freitags zum großen Gebet dort versammeln wollte.

Offiziell, so der Komitee-Vorsitzende, stehe sie nun leer, weil das Dorf keine Wohnung für einen Imam habe. In Wirklichkeit aber, so Mohammed Mustafa, "brauchen wir auch keine. Uns ging es um Gottesdienst, nicht um Politik. Außerdem bete ich sowieso lieber zu Hause." Wofür dann die Moschee? "Na, für Feste, Hochzeiten, wann immer wir einen großen Raum brauchen. Dafür ist sie ganz praktisch."

Im Sommer 1994 zog sich der Kreis enger um Igoudjdal: Eine Gruppe, von der niemand wusste, ob sie nun zur AIS oder zu den GIA gehörte, operierte nach immer gleichem Muster in der Umgebung. 20 Mann, bewaffnet mit Kalaschnikows und einem auf einen Kleinlastwagen montierten 12,7-mm-Maschinengewehr, kamen in die Dörfer und verkündeten, dass sie nun die Macht übernommen hätten, um den Staat Gottes zu errichten. Anschließend sammelten sie die Jagdgewehre der Dörfler ein. Wer sich weigerte, riskierte erschossen zu werden, aber größer noch war die Furcht, dass sie nachts wiederkämen, alle Bewohner der oft abgelegenen Gehöfte niederzumachen. Der Befehlshaber, ihr Emir, nannte sich Rambo und fuhr einen weißen Kleinwagen.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Die Bewohner von Igoudjdal aber wollten nicht das große Paradies, das Emir Rambo andernorts schon versprochen hatte - ohne näher zu erläutern, wie dorthin zu kommen sei außer auf dem Weg des Mordens. Die Leute von Igoudjdal wollten ihr kleines Paradies wiederhaben: le petit paradis, den Gemeindestrand, der einige Kilometer nordöstlich in einer winzigen, runden Bucht lag. Der nur ihnen gehörte, an dem im Sommer das halbe Dorf seine Tage verbrachte und zu dem der Weg nun abgeschnitten war, seit es Lebensgefahr bedeutete, die schmale, staubige Straße durch die Hügel zu nehmen.

So direkt mag bis heute keiner über die Angst sprechen. Unter dem Schorf von Normalität liegt eine Furcht, die so ungerne berührt wird, wie man eine Wunde anfasst. Niemand spricht gleich von Massakern, nein, es waren les evenements, die Ereignisse. Mohammed, dem nicht rauchenden Zigarettenverkäufer von nebenan, dessen Laden so klein ist, dass er beide Wände mit ausgestreckten Armen berühren kann und dessen Umsätze noch kleiner sind, entfährt der Grund für sein missliches Dasein bloß zufällig - "ich war Fahrlehrer, verstehen Sie?"

Auf jeden Fremden wurde geschossen

Er lacht aus Verdruss und Verzweiflung. "Es war nicht mehr zu ertragen, wenn ich unterwegs war": auf den kurvigen Bergstraßen, an deren Rändern noch heute verwitterte Schilder einer Verkehrsschutzkampagne stehen, die mit ihren Ermahnungen - "Wenn du das Leben liebst, gib acht auf die Straße", oder "Die Benutzung der N24 ist gefährlich" - wie surreale Vorboten wirkten, die vom späteren Unheil kündeten. Davon, dass Menschen wie Mohammed bei keiner der zahllosen Straßensperren mehr wissen konnten, wen sie vor sich hatten. Ob die Kontrolleure sein Geld wollten, sein Auto oder sein Leben. Er kam einmal davon, ausgeraubt und zitternd, aber lebendig.

"Zunächst", erinnert er sich, "hat es noch funktioniert, auf die Füße zu schauen: Denn anfangs hatten die Mudschahidin zwar Uniformen der Armee erbeutet, aber kaum Stiefel." Doch irgendwann half auch das nicht mehr, als wahlweise perfekt verkleidete Gotteskämpfer auf der einen sowie abgerissene Soldaten auf der anderen Seite alle Unterscheidbarkeit aufhoben. Als es keine klaren Fronten mehr gab, kein oben, kein unten.

Als sich der Horizont krümmte, bis die Enden einander berührten und niemand mehr wusste: Sind es Terroristen, verkleidet als Gendarmen? Oder Soldaten, verkleidet als Terroristen? Als das einzige, kostbare Telefon, das es im Umkreis von 20 Kilometern gab, eines Morgens in Trümmern lag. Als der Dorfrat von Igoudjdal zusammentrat und den Beschluss fasste, dass von nun an auf jeden Fremden geschossen werde, der sich unerkannt dem Dorf näherte. Als die Nachricht kam, dass Emir Rambo bereits in allen Nachbardörfern die Herausgabe der Jagdgewehre verlangt habe.

Und dann kamen sie, von Süden her, am Morgen des 31. Juli 1994. Der weiße Wagen des Emir Rambo parkte etwas entfernt. Die 20 Mann zogen an beiden Rändern der Straße hoch zum Dorf, ihnen voran der Anführer mit einer Kalaschnikow in der Hand - was zwar gefährlich aussah, ihm aber auf die weite Distanz wenig nützte. Denn mit der

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

ruhmreichen Standardwaffe aller Freischärler lässt sich schlecht zielen. Schlechter jedenfalls als mit dem Jagdgewehr, das einer der Schützen des Dorfes anlegte. Und mit einem Schuss Emir Rambo traf.

Das Gefecht dauerte noch Stunden, bis die Gegenseite sechs Mann und Igoudjdal nicht einen verloren hatte. Am Morgen danach schließlich kamen die Soldaten, die ein Läufer alarmiert hatte, nachdem er zu Fuß die 20 Kilometer bis zum nächsten Stützpunkt gelaufen war. Die Soldaten fanden frische Gräber.

Einer der Terroristen stammte aus Azeffoun, der Kreisstadt am Meer - einige aus Igoudjdal erkannten seine Brille wieder, die neben dem Grabhaufen lag. Er war Fischer gewesen. Aber warum war er zu den Islamisten gegangen?

"Vielleicht, weil er an die Sache glaubte, vielleicht weil Polizisten irgendjemand aus seiner Familie verschleppt hatten, wer weiß", sucht Meziane Boussoualem, Ahmets Sohn, nach Erklärungen und hebt die Schultern: "Wir haben ja verstanden, dass sie in die Berge gingen, gegen den Staat zu kämpfen, gegen die Korruption, die Willkür, meinetwegen auch gegen die Polizei. Aber warum gegen uns?"

Sein Vater wedelt mit der Hand, als wolle er Zweifel und Furcht vertreiben, versucht, zu lächeln: "Dieses Jahr müssen wir noch nachholen, das Jubiläum zu feiern!" Dann wird die Moschee aufgeschlossen, geputzt, mit Lampions geschmückt, dann werden Schafe geschlachtet, und der Dorfrat bezahlt die Limonade, die in der Kühltheke neben der Moscheemauer verstaut wird. Den Sieg über Emir Rambo zu feiern.

Wochen nach dem Kampf zeigte sich zum ersten Mal seit langem wieder die Staatsmacht im Dorf - und ließ Stra-ßenlampen montieren. Monate später kamen Sprechfunkgeräte und sogar ein paar Gewehre, weil der Kampf der Dorf-leute sich herumgesprochen hatte; sogar ein Team des algerischen Fernsehens kam, weil sich endlich einmal Menschen zur Wehr gesetzt hatten. Eine fragile Allianz entspannt sich: zwischen dem Kabyldorf, dessen Bewohner jeder Autorität zutiefst misstrauten, und dem Staat, der noch ein Jahr zuvor versucht hatte, den Menschen ihre Jagdgewehre zu nehmen.

"Was blieb uns übrig?" Ahmed Boussoualem und Mohammed Mus-tafa, die zwei Veteranen des Befreiungskrieges stehen beieinander, erzählen und essen dabei Eis aus kleinen Hörnchen, was dem Auftreten als Heroen des Kampfes eine seltsam milde Note verleiht. "Nein", antwortet Boussoualem lakonisch auf die nächste Frage und lächelt ein bisschen dabei, "Gefangene haben wir nie gemacht. Was hätten wir mit denen auch anfangen sollen?"

Für Ahmed Boussoualem gibt es Schwarz und Weiß, Feinde und Brüder; und den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte folgend, begegnen einem im Zweifelsfall Feinde. Algeriens Apokalypse, dieses Dickicht aus Wahn, Kriminalität und dem Zynismus des Militärs, schrumpfte für Boussoualem und die anderen zur schlichten Überlebensfrage, wer schneller und besser schoss.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ein Lob der Wildschweinjagd - und der kabyllischen Nachlässigkeit mit Gottes Geboten: Denn da steht Schweinefleisch ebenso wie Alkohol auf der Sündenliste. "Aber hat Gott nicht eher die Hausschweine gemeint?", antwortet einer der Männer ausweichend auf die Frage, was denn mit den toten Tieren geschehe. "Jagen tun wir sie, weil die das Saatgut fressen und die Gärten verwüsten", bekommt er theologisch noch mal die Kurve.

Aber mit dem Staat, nein, damit wolle keiner mehr als nötig zu tun haben. Bis heute hängt kein Präsidentenbild in Igoudjdal, gibt es kein Denkmal eines furchtsam verehrten Despoten im Dorf. Aber an vier Hauswänden steht der immergleiche Name: Matoub. Nur dieses eine Wort: Matoub.

Matoub Lounes, der mit seinen Spottliedern beide aufs Blut reizte, die Generäle und die Islamisten, kam aus einem Dorf südlich von Igoudjdal. Der Sänger mit den schroffen Gesichtszügen war der Heros der rebellischen Berge. In Igoudjdals einzigem Cafe, praktischerweise "Cafe Centre" getauft, einem lichten Raum gegenüber der Moschee, ist eine ganze Wand unterlegt mit Alufolie, arrangiert zum zweidimensionalen Schrein für ihn voller Poster, Texte, Widmungen.

Matoub schrieb, sang, trat auf, wurde immer berühmter, aber wollte nicht für immer sein Dorf verlassen und emigrieren wie so viele andere Künstler. Stattdessen ließ er sich einen weißen Konzertflügel kommen, sang seinen ka-byllischen Blues und blieb. Auch, als ihn Gendarmen nach einer Demonstration 1988 verhafteten und ihm fünf Kugeln in den Leib schossen. Er überlebte, nach Monaten im Krankenhaus. "Ich bin kein Araber und kein Muslim", trieb er den Eigensinn der Kabyllenberber auf die Spitze. "Das Monster mit den zwei Köpfen" nannte er die Militärmachthaber und ihre islamistischen Counterparts, die einander zwar bekämpften, aber sich doch furchtbar glichen in ihrer Machtgier und Verachtung für die Rechte der Beherrschten.

1994 wurde er von islamistischen Entführern verschleppt und, weil Musiker, zum Tode verurteilt: Der Gottesfeind habe sein Leben verwirkt. Zwei Wochen lang saß er in einem Erdloch. Und während die algerischen Zeitungen schon davon schrieben, er sei tot, oder ihm sei die Zunge abgeschnitten worden, gingen Zehntausende in der Kabylei für ihn auf die Straße.

Und seine Entführer, von denen er später sagte, dass er manche an ihren Stimmen erkannt habe, "verirrte Schafe, arbeitslose Analphabeten, zum Töten gedrillt", taten, was noch nie vorgekommen war: Sie ließen ihn frei, aus Furcht wohl, Matoubs Anhänger würden ihre angekündigte Rache wahr machen und den Entführern samt Verwandtschaft dasselbe Schicksal bereiten, das Matoub erlitt.

Lieder, die zu Hymnen wurden

In Frankreich, wohin er zeitweise geflohen war, brachte Matoub im Frühjahr 1998 eine Persiflage auf die algerische Nationalhymne heraus: umgeschrieben zum hohnvollen Abgesang auf die Gier der Mächtigen, die ihr Land längst nur noch als Beute sehen, auf dem Cover die algerische Fahne, blutgetränkt.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Am 25. Juni 1998, kurz nachdem er wieder zurückgekehrt war, starb Matoub Lounes auf der Fahrt zu seinem festungsartig gesicherten Haus - durchsiebt von Kugeln, deren Schützen nie ermittelt wurden. Sie mussten ihn dreimal umbringen, den melancholischen Märtyrer, bis er endlich tot war. "Selbst wenn die Kraft meinen Körper verlässt, wird meine Stimme noch stark sein", hatte er einmal gesagt. Und Recht behalten.

Als am Spätnachmittag das Cafe Centre seine Holzpforte öffnet, spielen die beiden Wirte wie jeden Tag Matoubs mehr gesprochene denn gesungene Lieder, als seien sie der Hymnus einer unvergessenen, aberwitzigen Rebellion gegen alle Mächte Algeriens.

Gegen so viele haben sie hier gekämpft, nicht unbedingt gesiegt, aber auch nie verloren. Nur einem Gegner, der Armut, unterliegen sie: Hier oben gibt es zwar französisches Fernsehen, aber keine Arbeit, kein Geld für das Leben, das jeden Abend in ihre Häuser einrückt. Von den Jungen sind zwei Drittel arbeitslos, und wer kann, der geht. Und wenn vielleicht irgendwann der Krieg vorbei ist, wird ein Kilo Fleisch immer noch drei Tageslöhne kosten, und die Generäle werden immer noch herrschen, egal, wen sie als Präsidenten wählen lassen.

‘Wenn du schweigst, stirbst du’

Alles ist ruhig in Igoudjadal, aber zum Einbruch der Dunkelheit sammeln sich elf Bewaffnete am Dorfrand. Die Dorfmiliz. Zeit für die Patrouille. Die einen machen sich auf zum selbst gemauerten Unterstand mit Schießscharten am Süd-rand des Dorfes, die anderen zum Aussichtsposten am Nordrand. Nicht weiter, denn viele der Pfade hinauf ins Dickicht sind vermint von Gottes letzten Bataillonen. In die Dunkelheit des Dorfes klingt aus dem Cafe Centre noch Matoub, der die lange Nacht Algeriens besingt, die sich seit Jahren über das Land gelegt habe. Bis es still wird.

Später, im Morgengrauen, ist die Wärme noch erträglich. Nichts als Hunde, Hähne, ein Esel und leiser Wind sind zu hören, während das Morgenrot aus der blauen Dunkelheit kriecht. Kies knirscht, als sich die beiden Wachhabenden aufmachen, die am Dorfrand die Nacht verbracht haben. Die Sonne steigt, und von der Anhöhe des Beobachtungspostens geht der Blick weit nach Norden, über ein Tal der Olivenbäume, wieder hoch, bis dahinter das Meer im Dunst erscheint.

Schaut man genau hin, sind auf dem letzten Hügelgrat davor drei Gräber als weiße Flecken zu erkennen. Dort liegt Tahar Djaout, der gegen das Verstummen, gegen die Einschüchterung und die Angst angeschrieben hatte; der dafür als einer der ersten Schriftsteller 1993 erschossen wurde, als er in sein Auto stieg und sich umwandte auf die vertraut klingende Frage "Tahar?". Der eigentlich noch ein Buch hatte fertig schreiben wollen, "Der letzte Sommer der Vernunft", ein Titel, so helllichtig, dass sein Schöpfer das Erscheinen nicht mehr erlebte.

Auf Tahar Djaouts Grab steht sein Credo gemeißelt in die Marmorplatte: "Die Stille ist der Tod. Wenn du sprichst, stirbst du. Wenn du schweigst, stirbst du. Also sprich und

# Reporter**FORUM**

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

stirb!" Es ist ruhig in Algerien. Nur das Rascheln trockener Blätter ist zu hören, wenn der Wind durch die zwei verdorrten Kränze auf dem rasch sonnenwarmen Marmor des Grabes fährt.